

Illustriertes Blatt.

ZEITSCHRIFT

für

Waterland, Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben.

Nr. 69.

Samstag den 28. August.

1847.

Eine Fürstin des sechszehnten Jahrhunderts.

Historisch-biographische Skizze.
(Fortsetzung.)

Unser „Bürger und Buchbinder“ zu Grätz findet eine geheimnißvolle Andeutung des Wirkens der Erzherzogin sowohl in ihrem Geburtstag, als in ihrem Namen. Jener sey auf Maria Verkündigung gefallen, auf den Tag, an welchem man der Menschwerdung Christi und der Erlösung aus der Blindheit der Abgötterei gedenkt; dieser, Maria, bedeute im Hebräischen eine Erleuchterin, indem sie sowohl Viele aus der Finsterniß des damals herrschenden Irrglaubens zum Licht der katholischen Wahrheit berufen, als durch ihre Kinder die ganze Welt erleuchtet habe, selbst aber ihren Zeitgenossen ein Licht geworden sey. Durch öftere Beichte und wöchentlichen Empfang des Altarsacramentes sey sie in steter Gemeinschaft mit Gott verblieben, deswegen um so tüchtiger gewesen, durch weise Rätze Land und Leute vor dem Untergang zu bewahren. Dieß habe sich vornehmlich bei dem bedrohlichen Ausbruch der ungarischen Rebellion im Jahre 1605 gezeigt, wo in Grätz alles zur Flucht sich rüstete. Freundlich und ernstlich wären die Einflußreichen zur Rettung und Beschirmung des Vaterlandes ermahnt worden. Damit der Anblick der Erzherzogin das Volk ermutige, die Gedanken an Flucht verschwinde, sey sie täglich ausgefahren, habe deswegen noch häufiger als sonst die Kranken besucht.

Diese Starkmüthigkeit sey auch von ihrem Gemahl anerkannt worden, da er auf dem Todtbette seine unmündigen Kinder mit den Worten aufgerichtet hatte: »Ich weiß, daß eure Frau Mutter im Rathe weise und verständig ist; sie wird hinfort eure Beschützerin seyn. Seyd ihr gehorsam, vertraut ihren Rätzen, sie wird euch nichts Unbedachtes sagen.« Dessen habe sich Jeder überzeugen können, der sie um Hilfe und Trost angegangen; denn lange Erfahrung und helle Einsicht hätten ihr die Fähigkeit verliehen, leicht vorherzusagen, was aus diesem oder jenem erfolgen werde. Am liebsten habe sie ihren Rath Armen und Bedrängten erteilt; doch eben so gern auch Rath und Hilfe, worin sie, damit ja der Trost werththätig sey, keine Kosten gespart. »Im Almosen geben,« sagt der Verfasser der Handschrift, »hatte un-

tere mitleidigste Erzherzogin kein schalkhaftes, sondern ein aufrichtiges und einfältiges Auge. Sie war eine echte barmherzige Samaritanerin, die nicht darauf sah, ob der Bettler oder die Bettlerin ihres Glaubens Genosse oder nicht, ob gesund oder krank sey; sie ließ es dabei bewenden, daß sie um Gottes willen angesprochen wurde, daß der Ansprechende ein Mensch und ihr Nächster sey, denn diese weise Frau wußte, daß der allmächtige Gott den guten Willen des Gebers einem unwürdigen Empfänger nicht entgelten läßt. Sie hielt sich an das alte Sprichwort der Deutschen: »Almosen geben macht nicht arm, Kirchengehen versäumt nicht.«

Deswegen sah sie sich öfters von Armen, von hilfebedürftigen Menschen dergestalt umringt, daß sie nicht fortgehen, nicht in den Wagen ein- oder von demselben absteigen konnte. Nicht allein zeigte sie hierob niemals Unwillen, sondern freute sich dessen innerlich. Aus Jedermanns Hand nahm sie Bittschriften an, hörte die Beschwerden der Leute, tröstete sie, sprach ihnen freundlich zu. Gleich einer andern Landgräfin Elisabeth von Hessen kochte sie den Armen, speiste und tränkte sie dieselben, machte sie ihnen die Betten zurecht, »und verrichtete mit eigenen Händen solche Werke, darob wohl manches Bauernweib einen Abscheu gehabt hätte.« Einst wollte sie in dem Spital Kranke besuchen, aber die Spitalmeisterin sagte zu ihr: »Geh E. D. nicht hinein, es ist da ein gar übler Geruch!« Sogleich versetzte die Erzherzogin: »Was übler Geruch? deine und meine Sünden sinken vor Gott weit mehr!« Sie ließ sich von den Kranken die schmerzhaften Stellen weisen, indem sie fragte: »Wo thut's wehe?« Andern sagte sie: »Laß mich deine Hand sehen!« legte dann Geld hinein mit den Worten: »Sag' nichts davon, damit es die Andern nicht inne werden;« dennoch ließ sie hernach durch ihren Kammerdiener auch diesen auspenden. Wußte sie, daß in Rechtsfällen arme Witwen oder Waisen keinen Vertreter hatten, so bat sie den Gemahl, später ihren Sohn, er möchte sich der Bedrängten annehmen.

Beim Austheilen von Almosen bemerkte ihr eines Tages der Obersthofmeister, diese und jene Person habe bereits etwas erhalten. »Gebt ihnen nochmals,« erwiderte die Erzherzogin, »wir geben es ja doch Gott in den Armen.« Diese sollten sie selbst nach dem Ableben nicht vermissen; deshalb verordnete sie, daß in ihrem Kloster eine jährliche Austhei-

Fra Diavolo.

Biographische Skizze von C. S.

(Fortsetzung.)

lung geschehe. Eben so bedachte sie die armen Klöster der Stadt Grätz. Viele Kirchen und Altäre wurden von ihr mit Kelchen, Monstranzen und andern Kirchengeräthen versehen.

Damals war Steiermark durch Religionspaltung bis in sein innerstes Mark zerrissen. Der Erzherzog war aufrichtig der katholischen Kirche zugethan, seine Gemahlin war es mit der Wärme und Innigkeit, deren nur ein weibliches Gemüth fähig ist. Die unkirchliche Partei zeichnete sich aus, durch die unermüdlichste Strebensamkeit immer weitem Boden zu gewinnen. Die stete Gefahr, von den Türken angefallen zu werden, die Nothwendigkeit, auf die Gränzhut außerordentliche Hilfsmittel verwenden, und diese von den Landständen verlangen zu müssen, gab denselben eine jährlich wiederkehrende Handhabe, dem Fürsten größere Nachsicht abtrogen zu können. Daß unter seinen Rätthen mehrere zu dieser Partei gehörten, erleichterte die Entwürfe derselben. Doch in Allem, was die Festigung, Reinigung und Wirksamkeit der katholischen Kirche erzielen konnte, fand er an der Gemahlin die entschlossenste Rathgeberin, die unverdrossenste Gehilfin. Einmal wollte er durch das Zureden unkatholischer Rätthe sich bewegen lassen, einen Prediger, den sie ihm hoch zu rühmen wußten, anzuhören. Die Erzherzogin vernahm dieses; wie denn der Gemahl die Treppe hinabstieg, trat sie unter das Burgtbor, den Erzherzog Ferdinand an der Hand führend, ein kleineres Kind auf dem Arm. Dieser Anblick überraschte den Erzherzog und er fragte die Gemahlin, was Sie vor habe? »Euer Liebden,« sagte sie, »wollen Sie sich in die lutherische Predigt begeben; ich aber will mit meinen Kindern in mein Vaterland zurückkehren.« Der Erzherzog umarmte sie hierauf, und der Besuch der lutherischen Predigt war aufgegeben.

Nach Carl's frühzeitigem Ableben nahm Maria unter den Regierungs-Geschäften derjenigen, welche auf das Kirchenwesen Bezug hatten, am ernstlichsten sich an. Den Rathssitzungen, in welchen dergleichen verhandelt wurde, wohnte sie gewöhnlich selbst bei. Allein, weil sowohl ein großer Theil der Landstände, als auch der Stadtrath von Grätz der Neuerung zugethan, auch zu befürchten war, diese möchten die Unterthanen gegen die Regentin aufstiften, mußte sie manches geschehen lassen, was sie lieber verhindert hätte. »Unterdessen,« sagt unsere Schrift, »that sie doch, so viel sie konnte; sie half den Abgefallenen auf, stärkte die Wankelmüthigen, sorgte, daß das Uebel nicht ärger wurde, wenn sie auch Manchem wider ihren Willen durch die Finger sehen und da schweigen mußte, wo sie lieber gesprochen hätte.«

Sie wurde getröstet, als sie ihren Sohn von gleichem Eifer zur Herstellung der katholischen Kirche beseelt, als Landesherr mit größerer Wirksamkeit ausgestattet sah. »Nesters,« sagt der Verfasser ferner, »habe Ferdinand sich verlauten lassen, er wollte lieber sammt Gemahlin und Kindern an dem unbedeutendsten Ort sein Brot erbetteln, selbst eher in Stücke sich hauen lassen, als zugeben, daß Gott oder seiner Kirche Schmach zugefügt werde; ja er wäre bereit, für jeden Glaubensartikel alle Märter, sogar den Tod zu erdulden.«

(Fortsetzung folgt.)

Eines Abends, als er von Castellamare zurückkehrte, um sich wieder zu seinen Leuten zu begeben, machte er in einer Kneipe sehr trauriger Art Halt. Er trug calabresische Bauernkleidung, ein weiter Mantel bedeckte seine Schultern, Pistolen und Dolche blühten in seinem Gürtel. Er bestellte ein Abendessen und man führte ihn in ein niedriges Gemach, welches nur eine am Plafond hängende Lampe spärlich erleuchtete. Kaum hatte er daselbst Platz genommen, als vier Männer verdächtigen Aussehens eintraten und sich an einen Tisch ihm gegenüber setzten.

Nach Verlauf einiger Minuten bemerkte er, daß die Menschen ihn neugierig betrachteten und leise mit einander redeten. Dieser Umstand schien ihm nichts Gutes zu bedeuten, und indem er glaubte, daß sie von ihm sprächen, hüllte er sich in seinen Mantel und stellte sich, als überwältigt von der Schlaf. Die Conversation wurde nun ungenirter fortgesetzt. Fra Diavolo hörte aus ihren Reden, daß sie Banditen von Profession seyen, welche ihn erkannt hatten und ihn tödten wollten, um den auf sein Haupt gesetzten Preis zu erhalten. Einer von ihnen war der Ansicht, so gleich sich seiner zu entledigen und ihm den Garaus zu machen; die Andern jedoch, vorsichtiger, meinten, es sey besser, zu warten, bis er sich im Bette befinde, wo er keine Waffen, noch Mittel zur Vertheidigung habe. Mittlerweile kam der Gastwirth mit dem Abendessen herein; Fra Diavolo benutzte das Geräusch seines Eintrittes, um auf natürliche Weise zu erwachen. Er soupirtte in kurzer Zeit, gab Befehl, daß ihm ein gutes Bett bereitet werde und zog sich bald zurück, um sich der nächtlichen Ruhe zu überlassen.

Um Mitternacht kamen die vier Banditen in sein Zimmer, geräuschlos und möglichst leise auftretend. Einer von ihnen trug ein Licht und schritt voran, Alle hatten Dolche in den Händen. Der, welcher das Licht trug, trat herzu, betrachtete ihn aufmerksam und gab den Andern durch Zeichen zu verstehen, daß er fest schlafe. Bei diesem Signal traten sie alle mit gezückten Dolchen heran. In diesem Augenblick sprang Fra Diavolo, welcher sich, wie vorhin, nur gestellt hatte, als schlief er, ganz angekleidet zum Bette heraus, zielte mit dem Pistol auf den, welcher das Licht trug und zerschmetterte ihm das Gehirn, indem er ausrief:

— »Elender! Du glaubst, daß Fra Diavolo sich wie ein Hammel den Hals abschneiden läßt?«

Erschreckt durch diesen kräftigen Widerstand, auf welchen sie nicht gerechnet hatten, nahmen die drei übrigen Mörder die Flucht und befanden sich bald außerhalb seines Reiches. Bei dem Lärm, welchen diese Scene verursachte, lief der Wirth, bleich und eine Lampe tragend, herbei.

— »Ich bin Fra Diavolo,« — sagte der Räuber zu ihm — »auf meinen Kopf ist ein Preis gesetzt. Verkündige Allen, daß ein gleiches Schicksal, wie diesen Elenden, denjenigen trifft, welcher es wagt, Hand an mich zu legen.«

Nachdem er so gesprochen, verschwand er.

Ein anderes Mal begegnete er dem Henker von Neapel, welcher zwei Räuber in die kleine Stadt Arni führte, wo sie gehängt werden sollten. Ein starkes Detachement Carabiniers war vorangezogen, um die Vorbereitungen zu treffen, drei nur bildeten die Escorte der Verurtheilten. Fra Diavolo griff sie mit fünf der Seinigen an, befreite die Räuber und hängte an ihrer Statt den Henker selbst, gegen welchen er tödtlichen Haß hegte. Die Stadtrbrigkeiten, welche sich wunderten, daß die Erwarteten nicht erschienen, schickten Leute ab, welche sich erkundigen sollten. Einer der Soldaten der Escorte, welcher dem Kampfe entronnen war, machte sie bald mit der Wahrheit bekannt. So sah man sich genöthigt, dem enttäuschten Volke anzukündigen, daß die Hinrichtung nicht Statt finden könne, weil Henker und Verurtheilte fehlten.

Eines Tages, als er sich zu Salerno befand, betrat er den Laden eines Perruquiers in dem Augenblick, wo dieser sich entfernte, um zum Bischof der Stadt zu gehen. Der Perruquier entschuldigte sich bei ihm, daß er sich nothwendig dorthin begeben müsse und bat ihn, seiner baldigen Rückkehr zu warten. Nach einigen Minuten kam ein Hauptmann der Carabiniers und sagte, da er ihn für den Inhaber des Ladens hielt, er möge ihn schnell rasiren. Fra Diavolo, fürchtend, wenn er zaudere, entdeckt zu werden, krämpt die Aermel auf, kramt die Barbier-Utensilien aus und schickt sich an, die Operation auszuführen. Schon berührt das Rasirmesser das Kinn des eben Angekommenen, als der Perruquier ganz außer Aihem in's Zimmer trat und rief:

— »Capitän, Capitän, der Räuber, welchen Ihr sucht, befindet sich in der Stadt, man hat ihn gesehen.«

Bei dieser unerwarteten Entdeckung ist der Capitän sehr erfreut und sagt:

— »Endlich haben wir ihn!«

— »Noch nicht,« — erwiederte Fra Diavolo — »denn er hat Euch in diesem Augenblicke.«

Der Unglückliche ist, als er dieß hört, mehr todt als lebendig; er wagt nicht zu reden, und schaut mit stumpfem Blick um sich, wie ein Mensch, der den Gnadenstoß erwartet. Diavolo amüßirt sich über seine Todesangst, jede Bewegung, welche er machte, vermehrte den Schrecken des Capitäns. Endlich schenkt er ihm das Leben und um ihn außer Stand zu setzen, ihn zu verfolgen, bindet er ihm Hände und Füße. Nachdem dieß geschehen, wendet er sich zu dem Barbier, der an Händen und Füßen zitterte und keinen Widerstand leistete. Darauf zieht er die Uniform des Capitäns an, besteigt sein Pferd, und entfernt sich im Galopp aus der Stadt.

Diese Thaten und noch viele andere außerdem vermehrten täglich den Schrecken, welchen sein Name verbreitete. Dazu kam, daß seit dem Jahre 1805 die neapolitanische Regierung, mit andern Dingen beschäftigt, sich sehr gleichgültig gegen seine Räubereien gezeigt und er fast unumschränkter Gebieter dieses Theils von Italien war.

(Schluß folgt.)

Brosamen aus der Vergangenheit.

Kaiser Rudolph's I. Scharfsinn als Richter. — Wir lesen im „Desserr. Volksblatte:“ Auf dem Reichstage zu Nürnberg klagte ein Kaufmann dem Kaiser Rudolph I., daß er einem Wirth, bei dem er Gastherberge gepflogen, einen Sack mit 200 Mark Goldes aufzuheben anvertraute; er habe dasselbe zurückgefordert, jedoch der Wirth läugnere, von ihm etwas zur Aufbewahrung erhalten zu haben. Der Kaiser sah wohl ein, daß hier ein schändlicher Betrug obwalte, erachtete jedoch die Ueberführung des Betrügers als eine schwierige Sache, da der Kaufmann keine Documente zu Handen hatte. Einige Tage nach der angebrachten Klage erhielt eine Deputation der Stadt Nürnberg bei dem Kaiser Audienz, und unter den Gesandten befand sich auch zufälliger Weise der betriegerische Wirth. Rudolph, im wohlwollenden Gespräche mit den Gesandten begriffen, wandte sich plötzlich mit den Worten zu dem Wirth: »Du hast wahrlich einen hübschen Hut! wir wollen tauschen, ich gebe dir den meinen dafür.« Der Bürger Nürnberg's konnte diese Auszeichnung gar nicht fassen, verneigte sich tief vor seinem Kaiser und Herrn, und bewilligte, wie natürlich, den Tausch sehr gerne. Rudolph gab sogleich dem Gespräche wieder eine anderwärtige Wendung, hielt die Gesandten mit freundlichem Gespräche auf, entfernte sich dann einen Augenblick, indem er den eingetauschten Hut des Wirthes mitnahm, und befahl der Deputation, seiner ein wenig zu warten. Im Nebengemache harrete schon ein Bürger Nürnberg's des Kaisers. Dem gab Rudolph, zum Wahrzeichen des Auftrages, den Hut des Wirthes, und befahl ihm, zu dessen Ehefrau zu gehen und ihr zu sagen, sie solle ihrem Gatten den bewußten ledernen Sack sogleich durch Ueberbringer dieses Hutes schicken. Die Hausfrau schenkte dem Bürger, wegen des Wahrzeichens, Glauben und übergab dem Voten den verlangten verhängnißvollen Sack. Als der Kaiser in den Audienzsaal wieder zurückkehrte, entließ er huldreichst die Gesandten mit Ausnahme des Wirthes, den er bei sich behielt. Als sie allein waren, gab der Kaiser dem dienstthuenden Kammerherrn einen Wink; dieser entfernte sich und herein trat der Kaufmann, unter tiefen Bücklingen dem Kaiser seine Klage wiederholend. Der Verklagte schwur jedoch hoch und theuer, daß der Kaufmann bei ihm nichts Verwahrlichtes hinterlegt habe, und er versucht wäre, nach solchem Begehren ihn für wahnsinnig zu halten. Indem diese Weiden, vergessend des Kaisers Gegenwart, ernsthaft mit einander wortwechselten, ließ Rudolph den Sack mit Gold hereinbringen. Als der Wirth des Geldes ansichtig wurde, verließen ihn Muth und Sprache, und er sank seinem Richter zu Füßen. Der Kaiser aber hieß ihn aufstehen, stellte dem Kaufmann sein Gut zurück, und strafte den Verbrecher mit dem Verluste des Bürgerrechtes und einer gleichen Summe Goldes zur Vertheilung an Arme.

Feuilleton.

Eine neue Entdeckung, — welche der große Pariser Magnetiseur, Baron Dupotet gemacht, hat die wissenschaftliche Welt in Aufruhr gebracht. Diese Entdeckung besteht in einem Spieldinge, das er den »Zauberspiegel« nennt und welches dasselbe seyn soll, was die Professoren der schwarzen Kunst in früheren Zeiten benutzten. Es ist ein kleines Instrument aus Talk oder einem mattweißen Metalle. Die Wirksamkeit desselben wird dadurch erklärt, daß der Magnetiseur eine eigenthümliche Kraft auf dasselbe übertrage, es in einer besondern Art magnetisch mache. Freilich wirkt der Zauberspiegel nur auf »empfindliche« Personen und man hat es bereits erlebt, daß Manche in die fürchterlichsten Zuckungen

versielen, als sie sich dem Spiegel nur näherten, während andere entsetzt zurückprallten, weil sie verschiedene Scenen aus ihrem frühern Leben ic. zu sehen glaubten. Baron Dupotet erklärt, seine Entdeckung sey ein unberechenbarer Fortschritt und würde zu noch weit wichtigeren Enthüllungen führen.

Eine armenische Zeitung — gibt die Buchdruckerei der PP. Mechitaristen in Wien heraus. Redacteur derselben ist Lucas Balthasar, Redacteur der in Smyrna erscheinenden „Morgenröthe des Ararat.“ Das neue Blatt ist das erste in armenischer Sprache. Es führt den Titel: „Europa.“ Das Probeblatt ist bereits ausgegeben.

Schwefeläther bei Vienen. — Man hat Versuche gemacht, sagt die „Bohemia“, den Schwefeläther bei Vienen anzuwenden, um den Honig leichter aus den Stöcken nehmen zu können. Die Idee dieser Anwendung gehört einem Herrn Defays, Lehrer an der Veterinärtschule zu Brüssel, an der er es zu seinem Vergnügen versuchte, Hummeln oder Dronnen zu ätherisiren, und fand, daß diese Insecten sehr leicht durch den Schwefeldampf betäubt werden können. Zugleich erinnerte er sich der beträchtlichen Verluste, welche man jährlich in den Vienenstöcken bei der Ausnahme des Honigs an den Schwärmen erleidet, und dachte somit daran, mit welchem Vortheil man sich dabei des Schwefeläthers bedienen könnte. Seither hat man auch in Paris solche Versuche gemacht.

Orgelkasten aus Rubinglas. — An einer neuen, schönen Orgel hat man statt des Ebenholzes zu den Kosten schönes Rubinglas angewendet, und seitdem haben mehrere große Pianofortebauer angefangen, diesen festen, schönen Stoff auch zu Pianokasten zu benutzen.

Einfluß der Journale auf das öffentliche Leben. — Napoleon machte einst, indem er sich über den durch Zeitungen geübten Einfluß äußerte, folgende Bemerkung: „Ein Journalist ist ein Rathgeber, ein Regent der Herrscher, ein Beschützer der Völker. Vier feindliche Zeitungen sind mehr zu fürchten als hunderttausend Bajonnette.“

Papierkorb des Amüsanten.

Einem längst gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen, ist zum Wohle der Menschheit endlich auch ein poetisches Kochbuch erschienen. Wir geben daraus die schöne Arie: „Der öfste Kalbsleber.“

(Melodie: Wir sitzen so fröhlich beisammen.)

Damit die Begierde der Gäste
Im Anfang nicht werde zu laut,
Entschäle geschwind meine Beße,
Der Leber des Kalbes die Haut.

Nun schütte die Leber zu diesen,
Und sie noch Mehl d'rauf herum
Und wende sie ohne Verdrießen
Mit fleißiger Hand um und um.

Zerschneide die Leber in Stücke,
So breit und so dünn es kann seyn,
Und schneide mit trockenem Blicke
Hernach eine Zwiebel sehr fein.

So lässest dieselbe Du braten,
Nicht hart, doch genugsam; dann thu'
Vom Salze nach eig'nem Verathen
Und Essig ein wenig dazu.

Jetzt nehme vom Schmalze, dem
schönsten,
Ein Stück, wie ein Hühnerlei groß
Und lasse die Zwiebel gelb rösten
In der Pfanne glühendem Schöß.

Berühre ein Paar Mal Befagtes
Und richt' auf der Platte es an,
Dann streu' noch ein wenig zerhacktes
Citronengeschäle daran.

Eine Gemeinde in Sch., schreibt die „Bohemia“, wollte ihrem Vertreter ihre Dankbarkeit bezeigen und beschloß, ihm ein prächtvolles Album zu verehren. Es bildete sich deshalb ein Comité, dessen Vorstand an den berühmtesten Buchhändler in B. schrieb, er möchte ein solches anfertigen lassen, „koste es, was es wolle.“ Der Buchhändler traute dem Land-

frieden nicht, ließ eine Zeichnung entwerfen und sandte diese mit dem Ueberschlag von 350 Thalern an's Comité zurück; worauf der Vorstand erwiederte: „Dreihundertfünfzig Thaler seyen denn doch zu viel, aber auf fünfundzwanzig wolle sich das Comité einlassen.“

Literatur.

„Marburg in Steiermark, seine Umgebung, Bewohner und Geschichte.“ Dargestellt von Dr. Rudolph Gustav Puff, k. k. Professor. II. Bände Graz, 1847. Druck und Papier von den Andreas Leykam'schen Erben.

Der unermüdete Tourist und fleißige Topograph, Dr. R. G. Puff, der durch seine vielen geographischen und belletristischen Arbeiten eine besondere Aufmerksamkeit verdient, hat im obigen Werke eine Monographie der k. k. Kreisstadt Marburg geliefert, die einen anhaltenden Fleiß und viele Vorarbeiten notwendig machte, und daher auch dem Verfasser zum besonderen Verdienste gereicht, um so mehr, wenn man die Gründlichkeit und das Detail derselben näher untersucht.

Wir haben mit der Anzeige dieses verdienstvollen Werkes gewartet bis auch der zweite Band, der dasselbe beschließt, erschienen ist, den wir nun im Laufe dieser Woche erhielten und somit unserer Verpflichtung nachkommen.

Erster Band. Nachdem der Herr Verfasser in der Einleitung die Beschaffenheit und Natur des Bodens um Marburg, die Bebauung desselben, besonders den Weinbau, dann das Thier- und Pflanzenreich besprochen, geht er auf die Beschreibung der Stadt und der drei Vorstädte, der Burg, der öffentlichen und Privatgebäude und ihrer Schicksale, und zwar Haus für Haus, die Stadt mit 242, die Vorstädte mit 215 Nummern, mit ihren Besitzern, über, worunter viele aus Kärnten sich dort angesiedelt befinden. Der folgende Abschnitt bespricht die schönen Umgebungen Marburg's, und theilt dieselben in zwei Tagwanderungen ein, deren erstere von der einstigen Beste Obermarburg beginnt, über die Gragerstraße nach Melling und St. Peter fortgeht, dort über die Drau fest, Kogels, Kötsch berührt und über Hausambacher, Roswein, Windenau, Rothwein, den windischen Calvarienberg und Pirkern nach Lembach und von dort nach Marburg zurückführt. — Am zweiten Tage geht die Wanderung nach Maria-Rast, in die Lobing, über die Drau nach Wildhaus in Gams, über den Merlhof nach St. Urban, dann über Rosbach in den Burgwald, oder durch den Wienergraben über den deutschen Calvarienberg nach Marburg zurück. Am Schluß dieses Abschnittes ist eine kurze Beschreibung der nördlichen Pacherpartien beigefügt.

Die zweite Abtheilung des ersten Bandes ist „Marburg's Bewohner“ überschrieben, und gibt im Detail ihre Gesamtzahl (über 5000 Seelen), ihre Beschäftigung, Nahrungsquellen, Gesundheitsverhältnisse ic. an. Diesem folgen die Aufzählung und nähere Bezeichnung der Civil-, geistlichen und Militärbehörden, der Lehranstalten, Institute, Bezirksgerichte ic. Eine eigene Abtheilung ist den geschichtlichen Erinnerungen zweier adeligen Familien, eine andere dem bürgerlichen Kunstwesen, eine fernere dem Verkehr und Handelswesen gewidmet, und mit der Beschreibung des geselligen Lebens: Theater, Musik und Leserverein, endet der erste Band.

Der zweite Band enthält die Geschichte. Der Herr Verfasser theilt dieselbe in neun Abschnitte ein, und zwar: 1) von der Zeit bis zur Römerherrschaft — 15 Jahre vor Christi Geburt; 2) von da bis 476 nach Chr. Geb.; 3) vom Untergange des weströmischen Reiches bis zur Vereinigung der untern Kärntner-Mark mit der obern — bis 1140; 4) von dieser Zeit bis Rudolph von Habsburg — 1278, Entstehung Marburg's; — 5) bis Maximilian I. — 1493; 6) bis Ferdinand II. — 1591; 7) bis Joseph I. — 1705; 8) bis Joseph II. — 1780, und endlich 9) bis auf unsere Tage — 1846, und schließt mit dem Zuge der Südeisenbahn, welche in diesem Jahre bis Marburg vollendet wurde und von dort weitergeführt wird.

Diese gedrängte Inhalts-Anzeige spricht laut von dem besonderen Verdienste, welches sich der Herr Verfasser um die Stadt Marburg, wo er seit 1831 Professor am dortigen Gymnasium ist, erworben hat, und für welches diese ihre Anerkennung dadurch beurfundete, daß sie dem Herrn Professor das Ehrenbürgerrecht der Stadt ertheilte, welches er durch eine so umfassende Arbeit redlich verdiente. — Möchte doch mehreren Ortschaften das Glück zu Theil werden, ähnliche Monographien zu erhalten!

M. in der „Carinthia.“